

Das Hennenhandl.

Lustige Geschichte von H. Greinz.

Die dummen Geschichten, die einem selber passiert sind, erzählt man regelmäßig am liebsten. Zur heilsamen Ruhe für unterschiedliche Sünden muß ich mein Abenteuer mit dem Hennenhandl aber doch einmal ausframen.

Es ist schon ziemlich lange her. Ich war damals in der höchsten Blütezeit der besten Jugendzeit. Es war in den Ferien nach meiner Gymnasialkurse. Ich genoss meine frisch erworbene Freiheit mit vollen Zügen in Gestalt einer Sommerfrische im Brandenberger Tal.

Von Wartenberg im Unterlandl aus wanderte ich an einem Zuitage mit dem Schinerer (Kudsch) am Rücken über das uralt romantische Frauenköpfelein Material in die Bergregionen von Brandenbergl.

Durch rauchenden Waldweg entlang der Brandenberger Höhe, deren spiegeltes Wasser einen ganz eigentümlichen Anblick ergoß. Wohl in wie zauberische Farben von Märchenkronen. Eine weite Ebene über einen flachen ebenen Saumpfad und schließlich hell empor nach dem Hintergrund des Tales gelegenen Gemeinde Wschau.

Ein richtiger Schinderweg, der einem bei Sonnenglut den letzten Schwitztropfen aus den Poren treibt. Aber droben auf den grünen Bergkuppen, über die sich weit verstreut die Bauernhöfe von Wschau breiten, ist's dann ein so herrlicher. Man sieht nicht allzu fern in der Runde. Die Welt ist eng begrenzt da kröben. Um so leichter verläßt man auf die Welt draußen.

Wschau hat ein einziges kleines Wirtshaus. Ein richtiges Bauernwirtshaus, in dem es wohl einen guten Tropfen Wein, aber in der Hof wenig Abwechslung gibt. Speckhälber, Schmarren, Geflücht, mit Kraut, Kopfschinken (Wahlspeise aus Topfen) oder Erdäpfelknödel, macht so ziemlich die ganze Speisekarte aus. Höchstens einmal ein frisches Schweinewurst, wenn gerade ein Bauer schlachtet.

An Werktagen war es recht einfach in dem Wirtshaus. Raum daß sich hier und da ein Geist dahin verteilte. An Sonn- und Feiertagen ging es aber sehr lebhaft zu. Da kamen die Bauern und Knechte und hulbigten dem Vergnügen des Regelspielers. Es war eine prächtige Regelbahn beim Wirt, auf der oft hübsche Schlachten ausgefochten wurden.

Schon am ersten Sonntag meiner Sommerfrische in Wschau hatte ich den Kranzschneider Ler kennen gelernt, der alsbald mein besonderer Freund und Vertrauter wurde. Mit seinem gewöhnlichen Namen hier als Alexius Hupfaut und war Knecht beim Kirchweih, einem größten Bauern in Wschau. Der Ler war der beste Regler in der ganzen Gegend. Daher auch sein Name Kranzschneider Ler.

Er weckte mich in die höheren Geheimnisse des Regelspielens ein. Wie man eine sogenannte „Prälatenwurft“ schneidet, d. h. auf einen einzigen Wurf die drei mittleren Regel mittelfam dem König zu Fall bringt. Dann die schwierigeren Technik der Kranzeln. Da gilt es, auf drei Würfe sämtliche Regel mit Ausnahme des Königs in der Mitte zu fällen. Und endlich das Ideal jedes Reglers: das Naturkrangel. Das ist das oben erwähnte Krangel auf einen einzigen Wurf. Die Naturkrangel sind übrigens so selten, daß sie mit Jahr und Datum an den Balken der Regelbahn angekreidet werden.

In der freien Zeit die mir das Regelspielchen und das Herumtrabspazieren in der Gegend lief, hatte ich mich schon sehr verbannt. Der Gegenstand meiner Verehrung war ein junges, etwa neunzehnjähriges Diabl mit dunkelbraunen Zöpfen, braunen lustigen Augen und einem herzen Glanz. Das Bronelle beim Schwennerbauer.

Der Schwenner war der reichste Bauer in Wschau. Sein Gehöft konnte wahrhaftig stolz genannt werden. Ein breit und maßig hingebautes Bauernhaus mit großem Stall, Kuhstall und Zennen und mit einem ausgebreiteten grünen Acker.

Die Schwennerbäuerin hatte eine geradezu liebenswürdige Vorliebe für Geselligkeit. Das größte Kontingent fehlten natürlich die Hennen. Es waren aber auch ziemlich viele Enten und Gänse auf dem Hofe vorhanden. Sogar ein weißer Truthahn stolzierte in dem Acker umher.

Für die Hennen hatte der Bauer einen eignen Stall errichtet. Ein kleiner Teil des Zennen war zum Hennenhandl umgebaut worden, zu dem vom Erdboden aus ein schmales Steiger hinaufführte.

Für die Hennen und das übrige Geflügel hatte sich die Bäuerin eine eigene Dirn angekauft, die in Wschau allgemein nur das Hennenhandl hieß. Und dieses Hennenhandl war eben das Bronelle, an die ich mein Herz verloren hatte.

Natürlich hatte meine Angebetete davon keine Ahnung. Ueber ein paar schüchterne Versuche, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, war ich nicht hinausgekommen. Und diese Gespräche drehten sich immer nur um die Hennen. Bei diesem Thema blieb ich unrettbar stehen und suchte vergebens den nötigen Uebergang zu einer Eröffnung meiner Gefühle.

In dieser verzeihlichen Lage kam mir der Kranzschneider Ler zu Hilfe, den ich in mein Geheimnis einweihte. Er hatte mir mit entsetzlichen großer Aufmerksamkeit schweigend zugehört, laute unter meiner Erzählung mehrmals verstimmt und tat schließlich die schmeichelsehne Aeußerung: „Weißt du was, du bist a datterer Teufel! Des Stadtlinger hab's halt alle an Leibschaden im Hint! Dö G'schicht mit'm Hennenhandl hast ja ganz verdracht ang'fangt! Da mußt du bronelle wenstern geh'n, wenn d' wissen willst, wo d' dran bist!“

Als ich ihm erklärte, daß ich so was doch nicht recht wagen würde, fuhr mich der Ler an: „Laß dich nicht ausladen, du Kräumtrümp! Wenn du dein Herz in der Hofen host statt am richtigen Fied, nachher wirst du was ausrichten bei an sauberen Diabl! Ueberigens, weißt du bist, will's t' erste Mal mit dir geh'n und die's Looster halten!“

Ich war überglücklich, daß sich der Ler so echt freundschaftlich meiner annahm, und befand mich drei Tage lang in großer Aufregung und in spannender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Denn so lang dauerte es noch, bis der Fensterlang angetreten wurde.

Es mußte eine hochfinstere Nacht sein, hatte der Ler gesagt. Da jetzt Neumonb einträte, hätte ich gerade die günstigste Zeit erwirkt. Inzwischen hatte mir der Ler auch gesagt, daß mich, soweit er sich auskennt, das Bronelle gar nicht so ungeräth sei.

Stodfinstere Nacht war's, als ich mit dem Ler den Weg zum Schwennerhof hinaufstappte. Schwere Wolkenschichten am Himmel. Eine schnelle Sommerhitze. Ich stolperte neben dem Ler dahin, der eine kleine Leiter trug.

Endlich kamen wir an den Angersaum des Schwenner. Ein Gatterl marierte. Es ging über weichen Rasen dahin. Das Gehöft war nur in ganz verkommenen Umriszen gegen den dunklen Nachthimmel zu erkennen. Kein Lüfter regte sich. Ein paar Mal würde ich bei einem Haor mit dem Schädell gegen einen der Bäume im Acker gerannt.

Jetzt schienen wir zur Stelle zu sein. Wenigstens machte der Ler halt und lehnte die Leiter gegen die Mauer. Mein Herz klopfte hörbar.

„Da is's Kammerfenster vom Bronelle!“ flüsterte der Ler. „Zieh poß auf, damit's nächste Mal's Fensterl selber kankt!“

Der Ler tat mit der Junge ein paar Schnagglar, daß es lang wie gedimmtes Pfeifentönen. Dann begann er höflich mit unterdrückter Stimme zu flüstern:

„Diabl, mach's Riegler auf, Mach' mir dei' Riegler auf, Diabl, mach' auf! Lass' mich nit lang lo pass'n Da herunt' auf der freien Gass'n, Diabl, mach' auf! Diabl, Diabl, kennst mich nit, Oder is' döß bei Fenster nit? — Diabl, mach' auf!...“

Und so ging es noch ein paar Strophen weiter. Nichts rührte sich. „Zieh will amal z'erst aufsteig'n, da a biffel antlopfen!“ sagte der Kranzschneider Ler leise und fleg im nächsten Augenblick stilt wie ein „Daqer! (Gehörhörn) die Leitersprossen empor. Ich hörte, wie er mehrmals klopfte.

Wiederum lautlose Stille. Dann hörte ich den Ler sagen: „Mir schönt, is' Bronelle rührt sich schon!“

Wald darauf vernahm ich, wie sich etwas in den Angeln drehte. Gleichzeitg kletterte der Ler die Leiter wieder herunter.

„Sie hat's Fensterl auf'macht!“ flüsterte er. „Schleim' (cile) dich, steig' ein!“

Er schob mich gewaltsam zur Leiter und schob noch hinter mir nach, daß ich, ob ich nun wollte oder nicht, nach oben klettern mußte.

„Steig' ein!“ hörte ich den Ler, der hinter mir auf der Leiter stand. Ich tastete um mich und griff eine Art Fensterbalken. Eine warme dunstige Luft schlug mir entgegen. „Steig' ein!“ hörte ich noch den Ler sagen. Dann schob er mich durch die Oeffnung im Geköß durch. Ich purzelte nach vorn ins Dunkle. Noch ein kräftiger Schuß des Ler, und ich war drinnen. Hinter mir hörte ich es aufschlagen und einen Riegel vorziehen.

Das war das Werk weniger Sekunden. Ich tastete um mich und griff mit den Händen in lauter Stroh. Dann richtete ich mich auf und ließ mir den Kopf bearzt an den Leberboden des Raumes, in den ich geraten war, daß mir die hellen Funken von den Augen tangten und ich unwillkürlich in die Knie sank.

herum ein Heidenpeppel los. Ein Springen und Plattern und aufgeregtes Gackern, daß ich vorläufig ganz beäufert war. Ich kam jedoch rasch genug zu dem Erkenntnis, daß ich mich nirgends anderswo befand, als im Hennenstall. Das in seiner Nächste gekörte und durch meinen körperlichen Eindruck ganz entsetzte Hennenstall toste wie wahnsinnig um mich herum.

Ich schlug mit beiden Armen aus und trommelte mit den Füßten gegen die feste Balkenwand. „Leg! Leg! rief ich. Ich bin im Hennenstall. Wir haben's Fensterl verfehlt! Mach' auf, Leg!“

Keine Antwort erfolgte. Ich glaubte jedoch ein unterdrücktes Lachen von draußen zu hören. „Aufmachen, Leg! Host g'hört!“ trommelte ich weiter. Keine Erörderung. So polterte ich wohl noch eine Viertelstunde.

Während dieser Zeit kam es mir zur Erkenntnis, daß der verfluchte Ler mir einen Posten gespielt hatte. Je mehr ich wütete, desto rasender wurden die Hennen.

Daß man im Haus von dem Spektakel im Hennenstall nichts hörte, dafür fand ich erst später die Erklärung. Der Tennen lag weit nach rückwärts und war von dem Haus durch den Stall und durch den mächtigen Heufackel getrennt. Zudem gingen die Fenster der Schlaftammer alle nach vorn heraus. Bei dem gefunden Schlaf, den ein Bauer hat, hätte ich also wohl noch die halbe Nacht toben können.

Ich beruhigte mich aber schließlich und lauerte mich in stumper Verzweiflung in eine Ecke des Hennenstalles, durch dessen Lück mir der Ler statt durch Bronelles Fenster hätte schlüpfen lassen. Ich kam mir unfähig bumm vor. Ich glaube sogar, ich habe vor Zorn gemeint.

Mit mir beruhigten sich auch die Hennen. Sie schienen sich mit meiner Anwesenheit abgefunden zu haben. Nur hie und da schlatterte eine herum. Dann aber hielten sie offenbar wieder auf.

Es kommt mir vor, als ob ich einige Zeit geschlafen hätte. Neuerliches Geflatter brachte mich wieder zu mir selber.

Durch die Ritzen im Holzfuß des Hennenstalles drangen die Strahlen der Morgensonne. Ich hörte, wie sich Schritte näherten. Ein Riegel wurde zurückgeschoben. Das Tür l tat sich auf. Der helle Morgen schien herein.

Draußen stand das Bronelle und ludte die Hennen. „Bull. Bull. Bull. Bull.“ das Geflügel enteilte dem Stall.

Zuletzt quakte das lachende Gesicht des Hennenhandls in den Stall herein. „Da, da hosti noch a Godl brin!“ rief sie.

Ich sprang in meiner Ede empor, stieß mir den Schädel noch einmal damit an, troch durch das Tür l an dem Bronelle vorüber ins Freie, setzte mich geköhlt in ein paar Sprünge über das Hennenstall hinunter beim Gatterl und weit weg vom Schwennerhof.

Das Hennenhandl aber hörte ich hinter mir drein laufen, daß es völlig erschützte.

So geschäht, wie damals vor dem Hennenhandl, habe ich mich in meinem ganzen Leben nie. Noch am gleichen Tag packte ich meinen „Schmerfer“ und wanderte talauswärts, um das Zeit meiner Sommerfrische in einer anderen Gegend aufzuschlagen. Der Kranzschneider Ler aber töante ich heute noch bei lebendigem Leib braten.

Gefehen habe ich den Ler nicht mehr. Von der Wirtin in Wschau erfuhr ich jedoch vor meinem Abschied durch vorläufiges Herumfragen, daß der Ler schon seit mehr als einem Jahr der Schach des Bronelle war. Aller Voraussicht nach ist es in jener Nacht, während ich im Hennenstall saß, selber beipi Hennenhandlung fensterl gegangen und hat sich recht ausgiebig über mich lustig gemacht.

Vielleicht hat der Kranzschneider Ler im Laufe der Begebenheiten das Hennenhandl geheiratet. Vielleicht auch nicht. In jedem Fall soll ihn der Teufel holen!

Die Dikens dichte.

Eine Enkelin von Charles Dickens erzählt im Fall Wall Magazine von der Art, in welcher der berühmte Erzähler seine Romane zu schreiben pflegte. Solange er mit einem Buche beschäftigt war, befand er sich in einer aufrichtig gerichten Stimmung. Er vertrat es nicht, daß man von seinen Arbeiten sprach, und wies auch die nächsten Angehörigen zurück, die ihn über seine Entwürfe ausfragen wollten. Das Schicksal seiner neuen Werke betrachtete er gewissermaßen als sein persönliches Geheimnis, von dem er den Schleiher um keinen Preis lüften wollte. Dieser Eigenwille hat verursacht, daß niemand über den Ausgang „Edwin Droods“, der letzten, unvollendet geliebten Geschichte des Dichters, etwas erfahren hat. Die West:iter diskutieren heute eifrig über die Frage, in welcher Form die Ereignisse dieses Werkes geschlossen haben könnten.

Warten.

Von Emil Marriot.

Ein Brief aus Berlin! Von der lieben, guten Herta. Agnes küßte das Schreiben, bevor sie es eröfnete. Sie hatte bei den liebenswürdigsten Berliner Verwandten so selbige Tage verbringt! Das große Erlebnis des letzten Jahres, diese zwei Wintermonate in Berlin. So viel Abwechslung und Unterhaltung. So viele neue Menschen, denen sie begegnet war. Alles so anders als hier in Wien: so unendlich viel freier, größer, eleganter, lebhafter. Hier, allein mit der guten Tante Emma, einem alten Fräulein, das an der Doppelwaise Mutterstelle vertrat, schick man so sozialgefallen ein! Und durfte nicht merken lassen, daß man empfindet nach Berlin hätte, daß ein ein dort viel woßler summe gewesen war, als hier. Das hätte Tante Emma furchtbar übergenommen. Aber darum war es doch da, das Heimweh, auch wenn man es noch so sorgsam verziehete. Und es war nicht einmal das einzige, wovon die Tante nichts wissen durfte....

Agnes öffnete das Schreiben ihrer Cousine Herta, begann es zu lesen, riß plötzlich die Augen auf, so Zeit sie konnte, und wurde totschwarz.... Was stand denn da, zu mein Gott!?

Denke Dir, liebste Agnes: Professor Bohling reist morgen zum Naturforschertag nach Wien ab und bleibt während des Kongresses da, also drei Tage. Esen war er bei uns und hat es uns gesagt. Ich habe ihm auf die Seele gebunden, dich ja gewiß und sicher zu besuchen, und habe ihm Deine Adresse aufgeschrieben. Er wird ohne Zweifel zu Dir kommen, und ich teile es Dir mit, damit Du an diesen Tagen zu Hause bleibst. Vielleicht willst Du ihn übrigens für einen bestimmten Tag einladen? Du kannst ihm ins Hotel schreiben, wenn Du magst.

Agnes ließ den Brief in die Tasche gleiten und begann erregt im Zimmer auf- und abzugehen. Ihr Herz schlug zum Zerplatzen. „Morgen reist er ab.“ Der Brief war vorgestern abend geschrieben worden. „Er war also wohl schon da, war schon in Wien. Der Kongress nahm morgen seinen Anfang.“

„Sich ins Hotel schreiben? Ja, wenn sie Mut hätte. So viel Mut wie Herta. Aber den hatte sie leider nicht. Und vielleicht kam er auch ohne das. Aus freiem Antrieb. Er war ja so nett zu ihr gewesen in Berlin, hatte sie vor allen andern Damen ausgezeichnet. Alle hatten es bemerkt und bereut. Sie bilbete es sich gewiß nicht bloß ein! Und beim Abschied war er bewegt gewesen, hatte von Wiedersehen gesprochen....“

Vielleicht nahm er gar nur Deshaß an Kongress teil, um nach Wien zu kommen und sie wiederzusehen. Wer weiß! Warum sollte er ihre Empfindung nicht erwidern?

Der Tante mochte sie nichts von dem sagen, was für die nächsten Tage bevorstand. Sie hatte ihr wenig von ihm erzählt. Wozu auch? Und wenn er kam, würde Tante Emma ja alles sehen....

Wenn er kam! So märenhaft wuß' Klang's. Fast zu süß, um wahr sein zu können.

Am nächsten Tag war sie früher als gewöhnlich aus dem Bett heraus. Sie hatte schlecht geschlafen und sah bloß und übermäßig an. Tante Emma wunderte sich; so ordnungsliebend war Agnes niemals noch gewesen. Sie küßte im Salon und im Speisezimmer ab, rüdtte alles ausrecht, ließ fort und brachte Blumen nach Haus, mit denen sie alle vorhandenen Vasen füllte. Und dann machte sie sich schon am Vormittag schön, als wenn man Gäste zu Tisch erwartete.

„Was host du denn?“ fragte die Tante halb mißbilligend. „Man zieht doch nicht sein bestes Kleid an, wenn man zu Haus bleibt und niemand kommen soll!“

„Das macht doch nichts,“ entgegnete Agnes ein bißchen gereizt. „Man kann ja wohl auch einmal für sich selbst erträglich aussehen wollen, nicht wahr?“

Am Nachmittag schlug die Tante einen Ausgang vor. Einen Besuch, den sie einer befreundeten Dame abgeben wollte. Agnes sollte sie begleiten.

Das junge Mädchen sagte nein dazu. Sie habe Kopfweh und wolle sich lieber ein bißchen hinlegen. Und so ging Tante Emma allein fort.

Sie blieb drei Stunden weg. Während dieser drei Stunden wartete Agnes unablässig. So wie sie einen Wagen auf der Straße tollend hätte, flürzte sie ans Fenster. Doch kein einziger hielt am Tor ihres Hauses. Alle kamen näher, näher, toller vorüber, und das Getrappel der Räder verzehrte sich wieder. Ein paarmal wurde geklingelt.

„Wenn nur niemand sonst kommt!“ dachte Agnes mit Herzklopfen. Niemand kam. Das Abend-

blatt wurde gebracht. Dann ein gleichgültiger Brief. Dann irgend etwas fürs Haus. Das Dienstmädechen kam nach dem Klingeln jedesmal in den Salon, wo Agnes, schembar mit einem Buch beschäftigt, erwartungsvoll lauschend saß; händigte ihr das Abendblatt, den belanglosen Brief ein und ging gleichmütig wieder hinaus.... und Agnes karrte die Zeitung, den Brief wie gestohlene abweisend an. Wie ihr das Herz pochte bei jedem Klingeln draußen! Und dann das qualvolle Gackern und Warten: was ist's? Wer ist's? Bis das Mädchlein eintrat und ihre Hoffnung zerstörte. Und der Zeiger der Wanduhr rückte unbarmherzig vor, die Zeit verging....

Um acht Uhr klingelte es wieder. Agnes schreute empor, als wenn ihr ein Schlag aufs Herz verfehlt worden wäre. Vielleicht jezt. Er hat nicht früher abkommen können. Und will den Tag nicht verstreichen lassen, ohne sie zu begrüßen.

Draußen wurde geöffnet und gesprochen. Tante Emma war, die von ihrem Ausgang nach Haus gekommen war.

Agnes setzte sich still wieder an den Tisch und tat, als wenn sie läse. Ach ja, die Tante. Die hatte sie ganz gar vergessen gehabt....

Nun kam das Abendrot wie eben alle Tage. Und Tante Emma erzählte, wie nett es bei Frau Fröden gewesen, und daß deren Tochter Elise sehr bedauert hätte, daß Agnes nicht mitgekommen. „Sie wird dich morgen nachmittag besuchen“, sagte die Tante hinzg.

Agnes fuhr aus ihrer Teilnahme losgerissen auf. „Wer?“ fragte sie verwirrt. „Elise? Mein Gott! Wieshalb denn?“

Die Tante sah sie erstaunt an. „Weshalb? Weil sie dich sehen will, demütlich!“

„Aber es paßt mir morgen nicht!“ rief Agnes heraus. „Ich habe schon etwas vor!“

„Was denn?“

Nun wußte sie nicht, was sie antworten sollte: da sie doch weder ausgehen, noch sagen konnte, daß sie jemand erwartete. Diese sündige Elise, die immer kam, wenn man sie am wenigsten brauchte!

„Ich habe nichts Besonderes vor,“ sagte sie am Ende. „Aber Elise kommt zu oft. Viel zu oft für mein Bedürfnis.“

Die Tante begann zu schelten. Sie wußte von Tag zu Tag unliebsamer werdiger und ungeschickter. Elise sei ein so liebes, anhängliches Geschöpf. Und sie sollte dankbar sein für solche Freundschaft!

„Mag sie in Gottes Namen kommen!“ sagte Agnes resigniert, um der Sache ein Ende zu machen. Er mußte ja nicht gerade zur selben Stunde erscheinen. Vielleicht kam er schon am Vormittag. Und ewig würde Elise ja auch nicht bleiben.

Am Vormittag kam er nicht. Und am Nachmittag traf Elise ein. Sie blieb entsetzlich lange und war sehr geschwätzig. Agnes verhielt sich äußerst schweigend, hörte gestreut zu und lauschte befähigt angestrengt jedem Geräusch, das von draußen zu ihr drang. Übermüdet wurde wiederholt geklingelt. Wieder kam das Abendblatt. Dann eine alte Dame, die mit der Tante etwas zu besprechen hatte. Dann eine Postkarte. Und wieder rückte der Zeiger der Uhr unbarmherzig vor....

Acht Uhr. Elise brach endlich auf. Und als sie fort war, sagte man sich zum Abendrot an den Tisch wie gestern, wie alle Tage.

Um neun Uhr klingelte es noch einmal. Agnes judte zusammen. Vielleicht doch noch eine Botschaft von ihm.

Zu einem Besuch war es zu spät geworden. Es war keine Botschaft von ihm. Ein Schusterjunge hatte ein Paar reparierte Stiefel für die Tante abgegeben.

Also auch der zweite Tag verloren. Und er blieb nur drei Tage. Morgen war der letzte Tag....

„Ich hätte ihn wohl doch einladen, ihn bitten sollen, mich zu besuchen. Das wäre höflicher gewesen. Aber ich bin immer so: zur unrechten Zeit zurückhaltend und ängstlich. Und damit veräume und verderbe ich mir alles.“

Doch noch war es nicht zu spät. Es hieß, ihm auf der Stelle schreiben und den Brief heute noch aufgeben. Dann betam er ihn morgen mit der ersten Post.

Elise setzte sie sich hin und schrieb. Dann schied sie das Mädchlein mit dem Brief fort. Und dann troch sie abgeplant und müde in ihr Bett.

Ohne viel Hoffnung stand sie wieder auf. Es gewahrte ihr eine Art Erleichterung, als die Tante ihr sagte, daß sie heute nachmittag einer Sitzung beizuwohnen hätte.

„Ich werde allein sein,“ dachte sie. „Das ist besser. Man trägt es leichter, wenn niemand dabei ist.... Und vielleicht kommt er doch. Und dann sind wir wenigstens allein, er und ich.“

Der Vormittag verstrich wie gestern und vorgestern. Völlig ereignislos. Am Nachmittag um vier Uhr brach die Tante zu ihrer Sitzung auf. „Willst du denn nicht auch ein wenig frische Luft schöpfen?“ fragte sie, bevor sie wegging. „Du host noch schon den dritten Tag zu Hause und siehst miserabel aus.“

„Ja, ich will später einen Spaziergang machen,“ bemühte sich Agnes zu sagen, um Ruhe zu haben. Als die Tante draußen war, setzte sich das junge Mädchlein wieder ans Fenster, und das Warten begann aufs neue.

Heute mußte er kommen. Es war gar nicht anders möglich. Schon aus kloher Höflichkeit. Freilich: wenn er sie liebte, wie sie ihn.... er wäre schon am ersten Tag gekommen. Sie hatte sich betrogen, hatte ein bißchen Galanterie und Wohlgefallen nach ihren geheimen Wünschen gedeckelt und sich mit törichten Hoffnungen getragen. Er hatte keine Liebe für sie.

Und dennoch — wer weiß! Es konnte ja noch Liebe werden. Nur ihr weiterbereden. Allein sein mit ihm, allerhand ihm sagen. Gefallen wollte sie ihm. Es konnte ja noch anders, konnte noch viel, viel besser werden. Nur kommen, kommen sollte er zu ihr! Doch ihre Sehnsucht ihn nicht bezog! Wenn man so heißt, so qualvoll heiß ersehnt und erwartet wurde! Doch man's nicht fühlte! Es war ihr unvorstellbar....

Sie warf einen scheuen Blick nach der Wanduhr. Um Gottes willen, schon sechs Uhr. Wann die Zeit nur still stünde.

Es war ein Feiertag heute. Und so kam weder die Abendzeitung, noch wurde ein Brief gebracht. Die Klingel schrie kein einziges Mal. In der Küche sah die Magd um nähte. So still war's im Haus und auf der Straße. Alles ausgefallen, alles Land oben sonst woßin. Jeder wollte sein Feiertagsvergügen haben, wenn er konnte. Es war ein wunderhöhnner Frühlingstag.

Um sieben Uhr rollte ein Wagen über das Straßengpflaster, kam näher, hielt am Tor. Agnes stürzte zum Fenster hin und deutete sich hinzu, so weit sie es tun konnte.

Ein Herr und eine Dame waren ausgestiegen. Fremde Leute. Der Kutscher warf den Schlag zu und fuhr davon. Da brach das junge Mädchlein in ein lautes, verzweifeltes Weinen aus.

Gegen neun Uhr kam die Tante nach Hause. „Wo flehst du denn?“ fragte sie etwas ungeduldig.

„Hier,“ antwortete eine müde, wie tonlose Stimme aus dem völlig dunklen Salon, und etwas auf dem Sofa regte sich schwerfällig und müßig.

„Warum host du da im Finstern? Und der Tisch ist auch noch nicht gedeckt. Die Minna denkt an nichts, und du kümmerst dich auch um nichts. Nach fig. Ich bin sehr hungrig.“

Als der Schein der Lampe im Speisezimmer auf das Gesicht des jungen Mädchens fiel, fuhr ihre Tante erschrocken zurück. „Um's Himmels willen, Kind, wie siehst du denn aus? Hast du gemeint? Oder bist du krank?“

Sie schüttelte den Kopf. „Bloß müde, Tante. Ich habe Stundenlang gesehen. Und davon tun mir die Augen weh.“

Als sie einander wie jeden Abend vor dem Zubettgehen eine gute Nacht wünschten, sagte Agnes unter demilte: „Wenn ich eine Höllenstrafe erlitten müßte, wüßte ich, was ich wählen würde: vergeltliches Warten.“

„Wie kommst du bloß wieder darauf?“ entgegnete die Tante unanjurigen Tons. „Es fiel mit nur so ein,“ versetzte Agnes und sah von der Tante weg. „Wahrscheinlich, weil ich von Wehndem gelenk heil.“ Gute Nacht, Tante.“

Der nächste Morgen brachte zwei Briefe: einen Stadtpostbrief und ein Schreiben aus Berlin. Der erste enthielt eine höfliche Entschuldigung: es sei ihm leider nicht möglich gewesen, der liebenswürdigsten Einladung Folge zu leisten, so geru er es auch gewollt hätte. Er habe bis zum letzten Augenblick gehofft, kommen zu können; zu seinem größten Bedauern umsonst. Der leidige Kongress habe alle seine Zeit in Ansparch genommen. Der Kongress hatte täglich nur vier bis fünf Stunden getagt. Das hatte sie in der Zeitung gelesen. Langsam gerief sie das Schreiben, das nichts enthielt als banale Höflichkeitssphrasen und kein einziges herzliches Wort.